

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen
Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius



Dreißundzwanzigster Jahrgang, zweites Viertel
Januar bis März 1910

München
Georg D. W. Callwey

Frauenfrage und Gerechtigkeit

Gigentümliche Gegensätze in den Bestrebungen gleichgesinnter Volksgenossen sind unsrer Zeit beschieden. Auf der einen Seite strebt man, die sogenannten Schwachen gegen die Folgen ihrer Schwäche zu stützen. Auf der andern Seite rüttelt jeder, dem man zu seinem Schutze etwas von Selbständigkeit versagt, an den Schranken, die er um sich gezogen sieht. „Vormundschaft“ oder „Selbstbestimmung“, so heißen die Losungen in den großen politischen Dingen, im wirtschaftlichen Leben. Und der gleiche Gegensatz trennt die Meinungen in Kirche und Familie, in Kunst- und Bildungsfragen. Überall.

Dieses „Gesetz“ des Kontrastes erstreckt sich auch auf die Frauenfrage. Während auf der einen Seite die Selbstbestimmung und Gleichstellung verlangt wird als eine Forderung der Gerechtigkeit, verlangt man auf der andern Schutz vor Ausnutzung der Schwäche. Die Frauen, welche eine völlige Gleichstellung mit dem Manne als eine notwendige Gerechtigkeit begehren, verkennen die Bedeutung dieses Kontrastes. Sie irren ferner, wenn sie als Ursache der ungleichen Behandlung von Mann und Frau im Staats- und Rechtsleben eine ungerechte Neigung zur Bevorzugung des Mannes sehen. Den Willen, das Weib zum Vorteile des Mannes zu unterjochen, hat man nicht und hatte man nicht. Die Männer, welche jene Gesetze machten, waren Söhne von Müttern, Väter von Töchtern und wollten ihre Mütter und Töchter nicht benachteiligen. Sie wollten sie so behandelt wissen, wie sie dies der Natur des Weibes entsprechend hielten. Dabei irrten sie sich, indem sie die Natur des Weibes verkannten. Aber ungerecht waren sie nicht. Deshalb kann eine Änderung auch nicht namens der Gerechtigkeit gefordert werden, sondern auf veränderter Grundlage der Erkenntnis des Passenden und Zweckmäßigen.

Die Frage nach der Zweckmäßigkeit ist von mehreren Gesichtspunkten aus zu beantworten, besonders von dem der Frauen selbst, und sodann von dem des Volksganzen, des Staatswohles.

Die Forderungen der Frauen nach Selbstbestimmung und Gleichstellung mit dem Manne richten sich in erster Linie gegen gewisse Bestimmungen des bürgerlichen Rechts. Wenn zum Beispiel eine Witwe zur zweiten Ehe schreitet, verliert sie die elterliche Gewalt, während der wieder vermählte Witwer sie behält. Wenn eine Frau mit Kindern ihren Mann überlebt, so kann ihr ein „Beistand“ bestellt werden, der ähnlich einem Gegenvormunde ihre Tätigkeit bei Erziehung und Vermögensverwaltung kontrolliert. Diese und zahlreiche andre Bestimmungen über Vormacht des Mannes bei der Kindererziehung und bei Verwaltung des Frauengutes sind Überreste der alten, ursprünglich zum Schutze der Frau bestimmten Geschlechtsvormundschaft. Diese verfehlt heute gänzlich ihren Zweck. Die Selbständigkeit der heutigen Frau, ihre Befähigung, ihre An-

alten Bildsäule die Patina abzufragen, nur weil sie zur Zeit der Errichtung noch nicht dran war. Es ist kein künstlerischer Gedanke, entfernte Dinge ohne die Luftperspektive zu malen, die die Entfernung ihnen gibt. Gewiß soll man nie versuchen, eine gekünstelte alte Sprache zu wählen — es ist eben alles Gefünstelte vom Übel —, aber noch weniger eine künstlich moderne.

Wie gesagt sollen dies nicht Einwendungen gegen die vorliegende Übersetzung ein, sondern nur prinzipielle Bemerkungen mit der Tendenz, zu verhüten, daß man in der Richtung der Modernisierung noch weiter gehe.

Man lasse sich die schönen Bücher, besonders die Gislagegeschichte nicht entgehen! **Bonus**

Ein Zusammenbruch?

Im zweiten Märzheft 1902 habe ich über das tief Bedauerliche der May-Begeisterung geschrieben. Der Kolportagehund zur Linken, Karl May zur Rechten, mit solcher Hilfe ist die Nick Carter-Literatur bei uns eingezogen. Klarsehende aller Parteien von demokratischen Blättern (wie der „Frankfurter Zeitung“) bis zu solchen des Zentrums (wie der „Köln. Volkszeitung“) hatten schon damals einen energischen Kampf gegen die May-Mache geführt, Mitarbeiter des Kunstwarts, wie Paul Schumann, beteiligten sich auch außerhalb unsres Blattes energisch an ihr, — aber es scheint, sie fochten im Publikum gegen die Macht, gegen die selbst Götter vergeblich kämpfen. May und den Seinen gelang es, eine „May-Gemeinde“ über alle deutschen Sprachgebiete auszubreiten, die nun in begeisterter Verehrung immer neue Jünger und Bewunderer des für sie großen

Mannes warb. „Karl May als Erzieher“ hieß ein huldigendes Buch über ihn, das Schlagwort ward fleißig propagiert, aber es sagte auch nicht zu viel: May ward zu einem Erzieher. „Ich meine,“ schrieb damals ein Pfarrer an ihn, „Sie hätten einen größeren Einfluß auf das deutsche Volk als Shakespere auf das englische.“ Wir unsererseits sagten, der May-Rummel erschiene uns wie eine Art von Volksgehirnerweichung. Nachgelassen hat er noch nicht. Es entstand sogar eine ganze geradezu apologetische Literatur über May, sie ist erst neuerdings wieder durch einen starken Band vermehrt worden.

Wenn sich's hier nur um rein literarische Werte oder Untwerte handelte, man könnte immerhin ruhiger sein. Aber darin liegt ja die Gefahr, daß die Menschen von einem Rausch ergriffen sind, der sie in May auch einen sittlichen Führer sehen läßt. Eine Schrift in irgendwelcher Kunstform überträgt nicht nur das mit klaren Begriffen Gesagte, sondern auch das, was zwischen und hinter den Zeilen steht: das Ich des Autors. Wer daran denkt, der ermüßt die Gefahr des May-Rummels, wenn hier tatsächlich dem deutschen Volke zum Erzieher ein Gauner gesetzt wäre.

Wir haben von Beschuldigungen gegen ihn natürlich schon längst durch gelegentliche Zusendungen gehört. Wir schwiegen Jahr auf Jahr, weil wir bei den einzelnen Fällen doch immer dachten: selbst wenn sie wahr wären, könne sich's da um alte Schuld handeln, die gesühnt sei und vergessen werden dürfe. Jetzt aber fügen sich Angaben auf Angaben zu einem Gesamtbilde, an dessen Wahrheit glauben zu müssen angesichts der May-Anbetung in unserm Volk ein beinahe schauerlicher Gedanke ist.

Es wird behauptet, daß May ein wiederholt wegen gemeiner Verbrechen bestrafter Mensch sei. Nicht aber um einzelne Fehltritte, auch nicht um wiederholte, die immerhin als Folgen der Leidenschaft das Innerste der Persönlichkeit intakt lassen könnten, handelt sich's dabei, sondern um eine Kette von Vergehen und Verbrechen, deren literarische Fruktifizierung May's Schriften seien. Denn er habe, behauptet man, nur das aufgegeben, was ihn mit dem Staatsanwalt in Konflikt bringen könnte, sei im Wesen aber ausweislich seiner Handlungen der Alte geblieben.

Es wird behauptet, wir sagen nicht, daß es erwiesen sei. Uns fehlt ja zur Nachprüfung dieser Behauptungen jede Möglichkeit. Nach diesen Behauptungen also hat sich dieses Mannes Leben so entwickelt:

Karl May hatte in seiner Jugend eine Freistelle im Lehrerseminar in Waldenburg. Von hier wurde er wegen verschiedener Diebstähle entlassen, auf einem andern Seminar aber weitergebildet und dann angestellt. Als Lehrer erhielt er für einen Diebstahl sechs Wochen Gefängnis. Wieder in Freiheit stahl er einem Schmied einen Ring mit Dietrichen usw., und von nun an betrieb er Einbrüche. Gefangen, wurde er mit vier Jahren Gefängnis und Überweisung ins Arbeitshaus bestraft. Nach seiner Entlassung beging er abermals Diebstähle und wurde steckbrieflich verfolgt. In Verbindung mit einem Schulfreund, einem fahnenflüchtigen Soldaten, der gestohlen hatte, gründete dann May eine Art von Gauner-, ja Räuberbande, die sich auf verschiedenste Weisen Geld verschaffte, besonders durch Angriffe auf arme Marktfrauen.

May tat es auch dadurch, daß er in Verkleidung eines Regimentsfeldmessers den Bauern Geld abschwandelte, indem er sich scheinbar bestechen ließ. Zuerst wurde May's Freund, dann er selber gefaßt; May erhielt nun vier Jahre Zuchthaus. Nachdem er sie abgessen, wandte er sich minder gefährlichem Broterwerbe zu. Während er noch unter Polizeiaufsicht stand, schrieb er gleichzeitig fromme Reiseerzählungen für ein katholisches Familienblatt und spekulierende Schundromane für einen Dresdner Kolportageverlag. Durch den Erfolg kam er dahinter, daß sich mit der „Tugend“ noch mehr „machen“ lasse, als mit dem Verbrechen, er wurde sehr moralisch, während er allmählich bei denen, die an ihn glaubten, Ansehen, ja Ruhm gewann. Auch als „Weltreisender“, obgleich er jene Bücher schon geschrieben hatte, ehe er zum erstenmal über Deutschlands Grenzen hinauskam. Er wurde ein gefeierter Mann, und Angehörige der höchsten Kreise verkehrten mit ihm. Im Schriftstellerlexikon noch von 1898 fungiert er nach eigenen Angaben unter anderm als „Übersetzer arabischer, türkischer, persischer, kurdischer und Indianer-Dialekte, während er von ihnen allen nichts verstand. Aufgeben mußte er 1905 auch den Dokortitel, den er sich zugelegt hatte; die amerikanische Universität, von der er ihn „ehre halber“ empfangen haben wollte, existierte nicht einmal.

Diese Angaben über die Vorwürfe gegen May genügen wohl. Sind sie wahr, so weisen sie auf ein Abenteuererleben, dessen Erstaunlichkeit nur durch die Blindheit all derer übertroffen wird, die May als edeln Dichter feierten. Wir erwähnten aber noch lange nicht

alles, was May von unsittlichen Handlungen vorgehalten wird auch aus der Zeit, da er das Stehlen und Betrügen längst nicht mehr, sondern das ihm große Summen einbringende moralisierende Schriftstellern betrieb. Handlungen, wie vorhin bemerkt, die sich rechtlich nicht ahnden lassen.

Was ist an alledem wahr? Wenn auch nur ein großer Teil davon erlogen ist, so liegt hier ein Fall so ungeheuerlicher Verleumdung vor, daß die schärfste Bestrafung im Interesse Mays gefordert werden müßte. Die Berliner Zeitung „Der Bund“ hat nächstens Prozesse auszufechten, in denen ihrer Angabe nach Klarheit über May geschaffen werden soll. Es ist dringend zu wünschen, daß das Gericht sie schaffe. Und nicht nur wegen Mays. Hier liegt wegen des Mayskultus im Volk auch ein großes öffentliches Interesse vor. Wer war und vor allem: wer ist der, der nun tatsächlich schon vielen Tausenden als Erzieher gilt? U

Die Briefe der Lespinasse

Die Liebesbriefe der Julie von Lespinasse gehören zu den fast zufällig erhaltenen ganz unmittelbaren Bekundungen eines Menschen, die, für keine Öffentlichkeit geschrieben — seit ihrer Veröffentlichung im lebenden Schrifttum bleiben. Weil sie selbst lebendig sind! Nicht als ob sie ganz ohne Längen wären (die vielleicht sogar den einstigen Empfänger ermüdet haben mögen!) oder durchweg fesselnd: aber zitternde Empfindung ist selbst da zu spüren, wo sich die Schreiberin müßigen Vorstellungen überläßt oder sich wiederholt. Und auch all die Stellen, an denen der Ausdruck beim Lesen gleichgültig wirkt, erscheinen dem Rückblick nicht kalt, sondern durchglüht. Die Seele

dieser Frau ist strahlende Liebe — wobei man das Wort in dem ganz naturwissenschaftlichen Sinne eines sich verzehrenden Ausstrahlens, wie bei der strahlenden Wärme, dem Licht, verstehen möge. „In allen Augenblicken ihres Lebens“ verwandelt sie fast ihre ganze Lebenskraft in Liebeswärme, die in Gedanken und Vorstellungen fließt, diese umwandelt, mit Gefühlen behaftet und, beinahe körperlich wärmend, hinausfendet. Das sind die Briefe, in denen ihre Liebe so ein geisterhaftes zweites Dasein zu führen scheint, wie die Welt für den Künstler im Werk. Vielleicht auch das erste! Man liest Seiten unter dem Eindruck: diese Briefe sind an einen erträumten Mann gerichtet (der keineswegs etwa klarer hervorträte als der wirkliche Empfänger Graf Guibert!), und glaubt allmählich zu erkennen: ja, der Angeredete ist ein Empfindungsgebilde, wenn auch über einen Lebenden gedichtet. Was der Schreiberin nur langsam gelingt; denn in den ersten Briefen sind beide noch deutlich getrennt: die Gestalt des Empfundenen und die wirkliche, der die Lespinasse ihren Abstand von dem Traumgebilde mehrfach zum Vorwurf macht. In all diesen Zügen liegt das dichterische Wesen dieser Briefe, die nicht so sehr ein abseits von ihnen gelebtes Leben spiegeln, als vielmehr in sich ein Leben bewahren, das in ihnen geliebt und gelitten worden ist. — Wir haben eine schöne deutsche Ausgabe, von Artur Schurig übersetzt, von Wilhelm Weigand durch eine umfassende Studie eingeleitet, aus dem Verlag von Georg Müller in München. Ihr sind Bilder der Julie von Lespinasse und des Grafen Guibert beigegeben.

Wilhelm von Scholz